

1. Humboldt und die moderne Sprachwissenschaft

1.1. Wenn wir Wilhelm von Humboldt im Blick auf die moderne Sprachwissenschaft betrachten, so hat dies seinen Sinn darin, daß wir bei Humboldt eine Sprachauffassung, gültig in der historischen wie in der beschreibenden Sprachwissenschaft, ablesen können, die sowohl der Strukturiertheit der Sprachen als auch der Kreativität des Sprechens Rechnung trägt. Wir haben Grund, von einem "humboldtianischen Strukturalismus" zu sprechen, der allerdings so bei Humboldt nicht ausdrücklich formuliert ist, denn entsprechend dem Wesen der Humboldtschen Schriften kann es grundsätzlich nur darum gehen, in der Form einer Theorie und einer Methode das zu verwirklichen, was bei Humboldt nur angedeutet ist.

1.2. Bei Humboldt finden wir unter verschiedenen Namen den Begriff der Struktur, weshalb ein Vertreter der Prager Schule des Strukturalismus, Vilém Mathesius, sagen konnte, Humboldt sei der eigentliche Begründer der sog. statischen Sprachwissenschaft gewesen. Andererseits finden wir bei ihm, ohne daß die beiden Begriffe miteinander in Widerspruch kommen, auch den Begriff der Dynamizität der Sprache. Es gilt nun, richtig zu verstehen – und richtig meint: im Sinne Wilhelm von Humboldts –, daß die Sprache Struktur und zugleich, ihrem Wesen nach, dynamisch ist. Und wenn man dies als richtig anerkannt hat, dann muß man sich weiter fragen, welche Folgen es für die Linguistik der Sprachen, sowohl in deskriptiver als auch in historischer Hinsicht, haben kann. In diesem Sinne ist auch der Titel dieses Beitrags zu verstehen.

2.1. Wichtig ist dabei, das Verhältnis zwischen einer wirklich "humboldtianischen" Linguistik und denjenigen modernen Richtungen in der Sprachwissenschaft zu klären, die anscheinend gerade die beiden unserer Ansicht nach für eine humboldtianische Linguistik charakteristischen Aspekte betonen. In der modernen Linguistik haben wir nämlich einerseits den diachronen Strukturalismus, der gerade den Wandel von Strukturen in der Sprachgeschichte feststellen möchte, und andererseits die generative Transformationsgrammatik, die die sprachliche Kreativität zu berücksichtigen scheint. Wir sind nun der Meinung, daß keine der beiden Richtungen der humboldtianischen Linguistik im eigentlichen Sinne entspricht, obwohl sie beide durchaus auch positive Aspekte aufweisen; denn bei näherer Betrachtung erweisen sie sich als unzulänglich bzw. als schlichtweg abwegig.

2.2. Im diachronischen Strukturalismus haben wir es mit verschiedenen synchronischen Strukturen zu tun, die nur aneinandergereiht werden, ohne daß die Strukturen selbst als dynamisch verstanden werden. In diesem Sinne bleibt der diachronische Strukturalismus eigentlich bei der Synchronie stehen, denn die Strukturen sind ihm nur synchronisch ge-

geben. Dies ist auch der Grund, weshalb der diachronische Strukturalismus eine Motivation des Sprachwandels suchen muß, eben diejenigen "Ursachen", die die Sprachbewegung in Gang setzen sollen. Diese Ursachen findet er entweder in der inneren Unvollkommenheit der Sprachsysteme oder in äußeren Faktoren, z.B. in der Sprachmischung. Bei der ersten Art von Faktoren fragt man sich, warum die Sprachsysteme nicht zu ihrer Vollkommenheit und somit zu einem beständigen Gleichgewicht kommen, bei der zweiten Art, warum die Sprachen sich auch ohne die Wirkung äußerer Faktoren ändern.

2.3.1. Die Transformationsgrammatik nimmt ihrerseits eine grundsätzliche Trennung von Synchronie und Diachronie an. Chomsky sagt ausdrücklich, daß man zwei Kreativitäten annehmen müßte: eine, die Regeln anwendet, und eine, die Regeln ändert. Mehr noch, er will feststellen, daß Humboldt diese Unterscheidung nicht gemacht hat, und er glaubt, für Humboldt eine Entschuldigung darin zu finden, daß die mathematische Grundlagenforschung, durch die diese Präzisierung erst ermöglicht worden sei, zur Zeit Humboldts noch nicht bestand. Demgegenüber wollen wir davon ausgehen, daß Humboldt, wenn er diese Unterscheidung nicht gemacht hat, sie auch nicht machen wollte, denn dazu hätte er keineswegs die neuere Entwicklung in der mathematischen Forschung abzuwarten brauchen, zumal die Unterscheidung schon von Aristoteles getroffen wurde, der dafür ja ebensowenig die Entwicklung der mathematischen Grundlagenforschung abwarten mußte.

2.3.2. Es handelt sich nämlich um die Unterscheidung zwischen dem *πράττειν* (*agere*), also dem bloßen "Handeln", und dem produktiven *ποιεῖν* (*facere*), und darin wieder zwischen dem praktischen Machen, das eine vorhandene Potenz, ein Machen-können (bei Aristoteles: *δύναμις*), anwendet, und dem schöpferischen Machen, der *ἐνέργεια*, die der *δύναμις* vorausgeht. In der Einleitung zum Werk über die Kawi-sprache gebraucht nun Humboldt nicht nur die deutschen Wörter *Werk* und *Tätigkeit*, sondern zugleich auch die griechischen *ἔργον* und *ἐνέργεια*. Für mich ist das eine klare Anspielung auf die aristotelische Unterscheidung, was auch dadurch gestützt wird, daß bei Humboldt noch andere aristotelische Begriffe, wie *Stoff* und *Form*, erscheinen.

Wenn also Humboldt sagt, die Sprache sei kein Werk, sondern eine Tätigkeit, und die griechischen Wörter hinzufügt; wenn er somit betont, die Sprache sei *ἐνέργεια*, so will er eben sagen, daß er den Begriff von Aristoteles meint. Diesen Begriff gilt es allerdings richtig zu verstehen. Aristoteles meint, daß es zum einen Tätigkeiten gibt, die zwar "produktiv" sind, die etwas produzieren, dabei aber nur ein schon vorhandenes Wissen, eine *δύναμις* anwenden, z.B. im Falle der Herstellung von immer gleichartigen Objekten aufgrund einer durch Lehre und Erfahrung erworbenen Technik; daß es zum andern aber Tätigkeiten gibt, die schöpferisch sind und insofern der *δύναμις* vorausgehen, als sie nicht auf einer schon gegebenen Technik beruhen. Wir haben es hier also einerseits mit Tätigkeiten zu tun, bei denen die *δύναμις* vor der Tätigkeit selbst steht und in der Tätigkeit angewandt wird, andererseits mit Tätigkeiten, die primär Tätigkeiten sind und ihrer eigenen *δύναμις* vorausgehen. D.h., Aristoteles meint, daß etwas durch eine schöpferische Tätigkeit Geschaffenes seinerseits zu einer Technik werden und so auch erlernt werden kann, wie dies in der Dichtung oder in der bildenden Kunst geschieht: Das, was etwa bei Leonardo schöpferisch ist, ist keine erlernte Technik, aber Leonardos Schüler können das Geschaffene als eine neue Technik lernen. In diesem Sinne ist hier zuerst das Schaffen, die

ἐνέργεια gegeben, dann erst die *δύναμις*. Aristoteles meint auch, daß im Bereich des Menschen nie die absolute *ἐνέργεια* gegeben ist, sondern daß sie sich nur insoweit zeigt, wie der schöpferisch tätige Mensch über das Erlernte hinausgeht. In dem Maße, wie er dies tut, ist der Mensch ein schöpferisches Wesen. Für Aristoteles ist nämlich die absolute *ἐνέργεια* Gott, also ist auch der Mensch in seiner schöpferischen Tätigkeit göttlich.

2.3.3. Wenn Humboldt sagt, die Sprache sei *ἐνέργεια*, meint er folglich, daß die Sprache eben eine solche Tätigkeit ist, die wie im Falle der Kunst und der Philosophie nicht nur Erlerntes anwendet, sondern auch tatsächlich Neues schafft. So ist es auch zu verstehen, wenn er sagt, daß man nicht eine Sprache lernt, sondern lernt, in einer Sprache zu schaffen. Das bedeutet allerdings, daß von Chomskys beiden Kreativitäten für Humboldt nur die zweite eine Kreativität im eigentlichen Sinne wäre, da die erste ja nur Anwendung von Regeln, also nur Anwendung einer schon vorhandenen *δύναμις* ist. Erzeugung von Sätzen aufgrund bekannter Regeln ist für Humboldt noch keine Kreativität, denn es geht ihm nicht um die Erzeugung von Sätzen, sondern um die Erzeugung der Sprache selbst.

3.1.1. Die Sprache ist also – was auf den ersten Blick paradox erscheinen mag – eine Tätigkeit, die Sprachliches schafft, und wir wissen vom Augenschein her, daß dem so ist, denn wir haben den empirischen Beweis dafür, den sog. Sprachwandel. Der Sprachwandel ist nämlich nichts anderes als die ständige historische Objektivierung des schöpferischen Charakters der Sprache.

3.1.2. Es kann nicht entschieden genug betont werden, daß der Sprachwandel in der Sprachverwendung selbst erfolgt. Croce hat hierfür das Paradoxon der Generationen angeführt: Wenn wir die Generationenfolge von zweitausend Jahren nebeneinandergereiht vor uns hätten, so würden wir die merkwürdige Beobachtung machen, daß zwei aufeinanderfolgende Generationen jeweils überzeugt sind, dieselbe Sprache zu sprechen. Würden wir hingegen zwei Generationen betrachten, die durch eine längere Zeitspanne voneinander getrennt sind, so könnten sie selbst feststellen, daß sie nicht dieselbe Sprache sprechen. Das bedeutet, daß der Sprachwandel mit der Überzeugung in eins geht, weiter dieselbe Sprache zu sprechen. Das kann man nun aber nicht als Irrtum des Sprechers abtun, sondern es ist genau das, was wir auch zu erwarten haben, wenn wir davon ausgehen, daß die Sprache *ἐνέργεια* und der Sprachwandel Manifestation der *ἐνέργεια* ist.

3.2.1. Wie schon oben angedeutet, operiert Humboldt zugleich mit dem Begriff der Struktur, auch wenn er dafür nicht gerade diesen Terminus verwendet: Er spricht vom Bau der Sprache, vom Sprachtypus – nicht im heutigen Sinne –, von der Form der Sprache. Der Begriff Form ist nun wieder aristotelisch und korreliert mit dem Begriff Stoff. Was auf einer bestimmten Ebene Form eines Stoffes ist, kann auf einer höheren Ebene Stoff einer weiteren Form sein. Aristoteles meint damit, daß etwa ein Baum schon eine Form des Holzes ist und seinerseits wieder Stoff für einen Gegenstand sein kann.

3.2.2. Man muß sich allerdings darüber im klaren sein, daß der Formbegriff ein relationaler Begriff ist, also ein Begriff, der einer bestimmten Definition entspricht, aber verschiedene Anwendungen zuläßt. Wie Steinthal gesehen hat, ist die Form für Humboldt das Gestaltende, im Gegensatz zum jeweils gestalteten Stoff. Was nun die Anwendung betrifft, kann die Sprache mehrfache Form sein:

- die Sprache im allgemeinen ist für den Menschen Form der außersprachlichen Wirklichkeit; die Sprache ist das Gestaltende, die außersprachliche Wirklichkeit hingegen das Gestaltete;
- jede Sprache ist eine Form, und verschiedene Sprachen sind verschiedene Formen;
- eine Sprache ist aber ebenfalls wirkliche Erscheinung, und darum kann auch sie eine Form aufweisen, d.h. durch ein Gestaltendes gestaltet sein.

Humboldt meint damit nämlich, daß es auch jeweils eine Form einer Sprache gibt, und zwar als Gesamtheit der Prinzipien, nach denen diese Sprache gestaltet ist und wird. Diese letzte Anwendung des Begriffes Form, als die Gestaltungsprinzipien einer Sprache, würde am besten unserem Begriff des Sprachtypus entsprechen. Humboldt sagt z.B., daß in den romanischen Sprachen zwar Formen geschwunden seien, nicht aber die Form, im Gegenteil, diese sei als wirkendes Prinzip erhalten geblieben.

3.3.1. Im Zusammenhang mit dem Begriff *ἐνέργεια* meint Humboldt weiterhin, daß die Sprache in allen ihren Formen *ἐνέργεια* ist, sowohl als Sprache im allgemeinen als auch als das jedesmalige Sprechen – der jedesmalige Akt der Rede –, schließlich auch als diese oder jene Einzelsprache. Es ist nun zwar unmittelbar verständlich, wie die Sprache im allgemeinen, als universelle menschliche Tätigkeit, *ἐνέργεια* sein kann. Und ein Redeakt enthält immer etwas Neues, das nie zuvor gesagt worden ist, sei es auch nur insofern, als es jeweils der Redeakt eines Individuums in einer neuen Situation ist. Wie aber kann eine Einzelsprache *ἐνέργεια* sein?

3.3.2. Nach den üblichen Begriffen ist eine Einzelsprache nichts anderes als eine bestimmte historische Technik des Sprechens. Somit scheint die Behauptung, eine Einzelsprache sei auch *ἐνέργεια*, widersprüchlich zu sein, denn das hieße, daß eine Technik auch Nichttechnik wäre. Wie soll man das verstehen? Wir sind der Überzeugung, daß Humboldt damit meint, eine Sprache sei eine offene Technik, die auch ihre eigene Überwindung ermöglicht. Eine Sprache enthält so zugleich die Möglichkeit, über das hinauszugehen, was sie schon historisch ist. Sie ist zu verstehen als schon Realisiertes und als eine über das Realisierte hinausgehende Möglichkeit, sie ist nicht nur das schon in der Geschichte Geschaffene, sondern zugleich auch das, was weiterhin mit ihr geschaffen werden kann.

3.4.1. Es ergeben sich dabei folgende Einzelpunkte:

1. Die Sprache ist Form als Gestaltung von etwas anderem und zugleich als ihre eigenen Gestaltungsprinzipien.
2. Sprache ist *ἐνέργεια* im Falle der Einzelsprache in dem Sinne, daß sie zugleich Realisation und offene Möglichkeit ist.
3. Der energetische Charakter der Sprache manifestiert sich im Sprachwandel.
4. Der Sprachwandel geht in der Sprachverwendung vor sich; man braucht nicht über die Sprache hinauszugehen, um sie zu verändern.

3.4.2. Zur Verwendung der Sprache gehört selbstverständlich auch das Verstehen, nicht nur das Sprechen; auch das Verstehen muß als kreativ angesehen werden.

Hier sei nochmals daran erinnert, daß man nach Humboldt nicht eigentlich eine Sprache lernt, sondern lernt, in einer Sprache zu schaffen. Auch bei den Kindern ist das Erlernen der Sprache eigentlich ein Schaffen. Wenn ein Kind z.B. den Satz "es regnet" gehört hat, kann es dies so interpretieren, als ob diese Konstruktion die Anwesenheit von

etwas in großer Menge bedeutet, und es kann dann, wenn etwa viele Menschen oder viele Fische da sind, sagen "es menscht" oder "es fischt". Im Verlauf der Spracherlernung verzichtet das Kind nach und nach auf seine eigenen Kreationen, um seine Sprache an die der Gemeinschaft anzupassen. Nicht selten aber bleiben solche Kreationen im engeren oder weiteren Kreise bestehen.

Im allgemeinen kann am Anfang eines Sprachwandels aber nicht nur eine Kreation des Sprechers, sondern ebenso eine Kreation des Hörers stehen, wenn nämlich der Hörer etwas Gesagtes uminterpretiert.

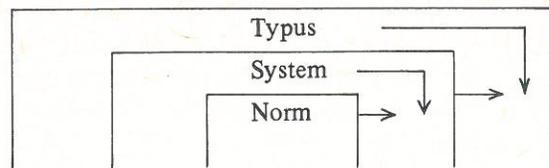
4.1. Die Sprache verändert sich durch ihre eigene Anwendung, was aber heißt, daß die Verwendung der Sprache zugleich Anwendung und Sprachwandel sein muß oder kann, daß mithin die beiden Kreativitäten Chomskys, eigentlich im Sinne Humboldts verstanden, miteinander zusammenfallen müssen. Wie ist das aber möglich? Es ist nur in dem Sinne möglich, daß die gleichen Fakten der Sprachverwendung in einer Hinsicht Anwendung, in anderer Hinsicht hingegen Sprachwandel sind, daß also Synchronie und Diachronie im Hinblick auf eine Sprache eigentlich nicht verschiedene Faktenbereiche, sondern verschiedene Gesichtspunkte gegenüber denselben Fakten sind. Klärung bringt hier der andere Grundbegriff Humboldts, die Form. In einer Sprache als historisch gegebener offener Technik des Sprechens kann man verschiedene Ebenen der Sprachform feststellen; es sind dies m.E. die Ebenen von Sprachnorm, Sprachsystem und Sprachtypus.

4.2.1. Und zwar enthält die Sprachnorm alles, was schon realisierte Technik ist, unabhängig davon, ob es auch in objektiver Hinsicht funktionell ist. So ist z.B. die Aspiration von /p/, /t/ und /k/ im Deutschen nicht funktionell, sie gehört aber zur traditionellen Norm, zum in der deutschen Sprache "Normalen".

4.2.2. Das System enthält dagegen alles, was objektiv funktionell ist, also alle in einer Sprache funktionierenden Oppositionen. Um auf dem Gebiet der Phonetik zu bleiben: der Unterschied zwischen [p] und [ph] gehört nicht zum System der deutschen Sprache, wohl aber zu dem des Altgriechischen. Zum System gehören alle in der Sprache wirkenden Verfahren, z.B. die Verfahren der Wortbildung. Hier können wir eine wichtige Eigenschaft des Systems eindeutig feststellen, daß nämlich das System nicht im ganzen realisiert ist, sondern daß es auch Virtuelles, in der Sprache Möglichen enthält, das mit denselben Verfahren noch gemacht werden kann.

4.2.3. Der Sprachtypus wiederum enthält die Arten von Kategorien und Verfahren eines Sprachsystems, die funktionellen Prinzipien des Systems, und so, wie das System nicht im ganzen in der Norm realisiert ist, ist auch der Sprachtypus nicht im ganzen im System realisiert. Er enthält nämlich, als durch die ihm eigenen Kategorien und Verfahren vorgezeichnete Möglichkeiten, auch funktionelle Oppositionen, die zu einem bestimmten Zeitpunkt in einem System nicht existieren, die aber nach denselben Prinzipien und denselben Arten von Verfahren und Kategorien möglich wären.

4.3. Das Verhältnis dieser drei Ebenen zueinander kann man sich mit dem folgenden Schema vergegenwärtigen:



Dies bedeutet die Möglichkeit einer Bewegung der Norm, d.h., daß in der Norm etwas Neues geschaffen wird, während das schon existierende System nur angewandt wird. Anders gesagt: man hat Sprachwandel in der Norm, keinen Sprachwandel dagegen im System, oder Diachronie der Norm im Rahmen der Synchronie des Systems. Ein analoges Verhältnis besteht zwischen Sprachsystem und Sprachtypus: auch hier kann man Bewegung des Systems bei Anwendung des Sprachtypus feststellen, also Sprachwandel im System, keinen Sprachwandel hingegen im Sprachtypus, Diachronie des Systems im Rahmen der Synchronie des Sprachtypus.

5.1. In diesem Sinne sind also Sprachwandel und Anwendung der Sprache eine einzige Erscheinung, bzw., wie schon gesagt, die Technik der Sprache ist eine offene Technik, die auch die Möglichkeit einschließt, mit derselben Sprache über das in dieser Sprache schon historisch Realisierte hinauszugehen. So sagt z.B. Saussure im "Cours de linguistique générale", daß Formen wie *répressionnaire*, *interventionnaire*, *firmamental* zur Synchronie der französischen Sprache gehören, weil sie jederzeit gebildet werden können. Hier kann es natürlich nicht um die Synchronie der Norm, des Realisierten gehen, denn diese Wörter existieren ja noch nicht im Französischen. Sie gehören aber zur Synchronie des Systems, da sie im Französischen mögliche Wörter sind, also Wörter, die bei Anwendung von im Französischen existierenden Regeln geschaffen werden können. Wenn nun einmal diese Wörter tatsächlich geschaffen würden (und Saussure hat dies ja getan), so hätten wir etwas Neues, eine Bewegung in der Norm, also einen Sprachwandel auf dieser Ebene, aber eben keinen Sprachwandel im System, denn vom Gesichtspunkt des Systems handelt es sich nur um dessen Anwendung.

5.2.1. So existiert im Italienischen z.B. ein Verb *giocare*, "spielen", und ein Diminutiv dazu, *giocherellare*, "ein wenig spielen". Ich weiß nun nicht, ob ein Verb mit der Bedeutung "wieder ein wenig spielen" im Italienischen schon geschaffen worden ist, aber ich weiß sehr wohl, wie ich es auf italienisch sagen würde, wenn ich es sagen müßte, nämlich *rigiocherellare*, und dies wäre ein gut gebildetes italienisches Wort. Man kann aber noch weiter gehen und etwa ein *rigiocherellamento* bilden, "die Tatsache, daß man wieder ein wenig spielt"; man könnte von diesem Wort wiederum *rigiocherellamentista* bilden, mit der Bedeutung "einer, der die Ansicht vertritt, daß es gut ist, wieder ein wenig zu spielen", und man könnte dann ein Adjektiv dazu bilden und zum Adjektiv noch ein Adverb und zwar stets als neue Fakten in der Norm, wohl aber im Rahmen des italienischen Systems.

Ein weiteres Beispiel: Im Spanischen existiert ein Verfahren für den Ausdruck des unmittelbaren Futurums, in dem *ir*, "gehen", als Hilfsverb mit *a* und dem Infinitiv des Hauptverbs zusammengestellt wird, also *voy a decir*, "ich werde gleich sagen", oder *iba a decir*, "ich hatte die Absicht, gleich danach zu sagen". In spanischen Grammatiken liest

man zwar, dieses Verfahren komme nur im Präsens und Imperfekt vor. In Wirklichkeit aber ist dieses Verfahren als Möglichkeit im ganzen Verbalsystem anwendbar, und einer meiner Schüler, Wolf Dietrich, hat es bei zehn verschiedenen Tempora in spanischen Texten festgestellt.

5.2.2. Ähnliches gilt natürlich auch für den Bereich des Inhalts als solchen, der "inneren Sprachform". In den romanischen Sprachen drückt das Imperfekt den Inhalt "Inaktualität" aus, d.h. irgendeine Einschränkung der Realität der bezeichneten Handlung, etwa wenn es sich um eine nur vorausgesetzte, aber nicht wirkliche Tatsache handelt, wie französisch *si j'avais de l'argent*, "wenn ich Geld hätte [aber ich habe keins]", oder wenn es sich um eine Tatsache handelt, die von einer Bedingung abhängt und in dieser Hinsicht nicht aktuell ist, wie z.B. spanisch *si tuviera dinero, hacía un viaje*, "wenn ich Geld hätte, würde ich eine Reise machen"; es kann sich aber auch um eine stilistische Einschränkung der Realität des Bezeichneten handeln: eine französische Mutter kann ihrem kleinen Sohn sagen *tu étais méchant, mon petit*, "du warst böse, mein Kleiner", sie meint aber "du bist böse", und zugleich gebraucht sie das Imperfekt, um zu zeigen, daß sie es nicht in vollem Ernst sagt. Nun hat man aber in den letzten Jahren in verschiedenen Teilen der romanischen Welt eine merkwürdige Verwendung des Imperfekts festgestellt, das sog. *imparfait préjudique* ("Imperfekt der Spiele"), das die Kinder bei der Verteilung der Rollen für ihre Spiele gebrauchen, also "ich war der König, du warst die Königin", usw. Gemeint ist aber dabei: wenn wir spielen, werde ich die Rolle des Königs übernehmen, du die Rolle der Königin. Diese Verwendung des Imperfekts wurde für das Französische in Belgien festgestellt, für verschiedene Regionalformen des Spanischen, außerdem in katalanischen Mundarten und im Rumänischen. Es kann sich nun um eine alte Erscheinung handeln, da in der Kindersprache oft sehr alte Erscheinungen weiterleben; ist dagegen die Erscheinung jüngerer Datums, so wäre sie überall spontan entstanden, ohne daß man Kontakte etwa zwischen den belgischen und den katalanischen Kindern annehmen müßte. Es ist dann einfach eine Kreation aufgrund des gleichen Systems, denn diese Verwendung entspricht genau der allgemeinen Bedeutung des romanischen Imperfekts: es handelt sich um etwas nicht völlig Reales, eben um ein Spiel.

5.2.3. Noch einige Beispiele für Fakten, die auf Uminterpretation zurückgehen. Im Deutschen sagt man *die Tür ist grün* und *die Tür ist geschlossen* oder aber *die Tür ist zu*. Letzteres hängt mit der Möglichkeit zusammen, von gewissen präfigierten Verben (hier *zuschließen*) anstelle des vollen Verbaladjektivs das Präfix allein zu gebrauchen. Dieses Präfix funktioniert aber in diesem Fall genau wie das Adjektiv *grün* oder das Verbaladjektiv *geschlossen*. Wird nun das Adjektiv attributiv gebraucht, sagt man *die grüne Tür* und *die geschlossene Tür*, und in jüngerer Zeit hört man auch *eine zue Tür*; d.h., daß *zu*, das in prädikativer Stellung wie ein Adjektiv funktioniert, als Adjektiv uminterpretiert und so auch in anderen Stellungen verwendet wurde.

Oder eine materielle Erscheinung aus der Grammatik: Im Spanischen lag durch die phonetische Entwicklung beim Konjunktiv gewisser Verben die Endung *-ga* vor, z.B. zum Indikativ *dice*, "(er) sagt" der Konjunktiv *diga*, zu *trae* "(er) bringt" der Konjunktiv *tra(i)ga*. Das *-g-* gehört hier zum Thema des Verbs, nicht zur Endung des Konjunktivs, die Endung ist nur *-a*. Diese Formen wurden aber uminterpretiert, indem man annahm, die Endung sei eben *-ga*. Und diese neue Endung wurde auch bei anderen Verben verwendet,

bei denen das *-g-* nicht etymologisch zu rechtfertigen war, z.B. bei *oir*, "hören", mit dem Konjunktiv *oiga* und allgemein volkstümlich auch bei *haber*, früher in der Bedeutung "haben", mit dem Konjunktiv *haiga*.

5.3.1. Ähnliches kann aber auch im Verhältnis von Sprachsystem und Sprachtypus festgestellt werden. So hat man in den romanischen Sprachen auf der Ebene des Sprachtypus folgendes Prinzip: innere Determinationen, also Determinationen in der entsprechenden Einheit selbst, treten für innere, nicht aktuelle, nicht durch den Satz gegebene Funktionen ein, äußere Determinationen ("Periphrasen") für aktuelle, relationelle, durch den Satz gegebene Funktionen. Also hat man innere Determination zum Ausdruck von Numerus und Genus, weil diese Funktionen nicht vom Satz abhängen, äußere Determination für Kasusfunktion, Komparation und andere Funktionen, die eine Relation einschließen; z.B. span. *padre*, "Vater", mit dem Plural *padres*, *blanco*, "weiß", mit dem Femininum *blanca*, jeweils mit einer Determination im Wort selbst, aber für den Genitiv *del padre*, weil dies eine Relation mit einem anderen Wort einschließt, ebenso für den Komparativ *más blanco*, weil dies wiederum einen Vergleich mit etwas einschließt. Dieses Prinzip gilt für alle romanischen Sprachen, bis auf das heutige Französisch (das als typologisches Prinzip die äußere periphrastische Determination verallgemeinert hat).

5.3.2. In der Geschichte der romanischen Sprachen stellen wir nun fest, daß aufgrund des genannten typologischen Prinzips neue formale Oppositionen für Maskulinum und Femininum bei Adjektiven eingeführt werden, die ursprünglich diese Oppositionen nicht kannten. Im Altspanischen etwa sagte man *francés* oder *español* für das Maskulinum wie für das Femininum, heute steht dagegen für das Femininum *francesa* und *española*. Und bei den einfachen Tempora des Verbs sind Unterschiede in der Form, die durch Lautwandel verschwunden waren bzw. schwinden mußten, wiederhergestellt worden. Nach den Lautgesetzen des Italienischen müßte das Imperfekt von *essere*, "sein", im Singular einheitlich *era* sein, als das erwartungsgemäße Resultat von lat. *eram*, *eras* und *erat*, tatsächlich hat man aber heute *ero*, *eri* und *era*, also drei verschiedene Formen, wobei die Unterscheidung zwischen der ersten und der dritten Person noch sozusagen vor unseren Augen eingeführt wurde; im älteren Italienischen lautete die erste Person nämlich noch *era*.

5.3.3. Derartige Fakten stellt man in allen romanischen Sprachen bis auf das Neufranzösische fest. Im Neufranzösischen verläuft die Entwicklung umgekehrt: immer weniger Adjektive unterscheiden Maskulinum und Femininum, der Plural wird zunehmend nur außerhalb des Wortes durch den Artikel ausgedrückt, z.B. im Singular *la maison*, "das Haus", mit dem Plural *les maisons*, wo ja das geschriebene *-s* des Plurals nicht gesprochen wird. Auch beim Verb hat man immer mehr einheitliche Formen für verschiedene Personen, z.B. bei *je chante*, *tu chantes*, *il chante*, *ils chantent*, wo überall nur [šät] gesprochen wird; der Unterschied wird nicht mehr im Verb selbst, sondern außerhalb, durch das Pronomen angezeigt. Im volkstümlichen Französisch geht diese innere Vereinheitlichung noch wesentlich weiter, und man kann auch *j'è* hören für *je suis*, "ich bin", oder *j'a* für *j'ai*, "ich habe".

5.3.4. Die Reihe der Beispiele könnte beliebig fortgesetzt werden, denn demselben typologischen Prinzip entsprechen zahlreiche Fakten, deren Entstehung in der romanischen Sprachgeschichte festgestellt werden konnte oder die in der freien Anwendung der Spra-

che, insbesondere in der Volkssprache, noch jetzt entstehen bzw. im Begriff sind, sich auszubreiten und zu verallgemeinern.

6.1. Was bedeutet dies alles nun für die moderne Linguistik? Es bedeutet zunächst ganz allgemein die notwendige Einheit von Beschreibung und Geschichte: da die Sprache dynamisch ist, muß sie auch dynamisch dargestellt werden. Die Beschreibung selbst muß eine Beschreibung sein, die auch die Möglichkeiten der Sprache feststellt, die uns also sagt, was in der Sprache eine offene Möglichkeit ist, was noch geschaffen werden kann. Die Geschichte muß ihrerseits die sprachlichen Strukturen als dynamisch betrachten und zeigen, wie sich eine Sprache als progressive Realisierung ihrer Möglichkeiten historisch entwickelt hat und inwiefern also ihre Entwicklung eigentlich Anwendung von Gestaltungsverfahren und von Verfahrensprinzipien war.

6.2. Die Geschichte ist aber in diesem Sinne der Sprachbeschreibung gegenüber in zweifacher Hinsicht privilegiert. Denn einerseits gehört die Beschreibung zur Geschichte, was umgekehrt nicht behauptet werden kann. Die Beschreibung einer Sprache zu einem bestimmten Zeitpunkt ihrer Entwicklung ist entgegen einer oft genug geäußerten Meinung nichts anderes als ein Teil ihrer Geschichte. Andererseits aber kann man in der Geschichte viel besser als in der Beschreibung die Sprache als Möglichkeit feststellen, denn der eigentliche Beweis dafür, daß etwas eine Möglichkeit ist, liegt darin, daß dieses Etwas tatsächlich auch in der Geschichte realisiert wird. So zeigen sich denn die Möglichkeiten der romanischen Sprachen, wie wir gesehen haben, in ihrer Geschichte. Auch die Sprachtypologie ist entgegen einer weitverbreiteten Meinung grundsätzlich historisch, denn die Realisierung eines Sprachtypus stellt man in der Geschichte fest; die Fakten, die dem Sprachtypus entsprechen, erscheinen nicht alle auf einmal, sie werden vielmehr allmählich, im Laufe der Zeit geschaffen. Für die romanischen Sprachen hat man einen neuen Sprachtypus seit dem Vulgärlatein, und Fakten, die diesem Typus entsprechen, werden auch heute noch geschaffen.

6.3. In diesem Sinne ist jede Sprache ihrem Wesen nach ein historischer Gegenstand, denn der dynamische Charakter der Sprache bedeutet eben Sprachentwicklung und Realisierung der Sprache in der Geschichte. Und was die Sprachwissenschaft betrifft, kann man wohl, mit Wilhelm von Humboldt, in einem neuen Sinn zu dem Satz von Hermann Paul zurückkommen und sagen: Sprachwissenschaft ist gleich Sprachgeschichte.